

# Goldene Blumen.

Crinimatroman von Champol.

Erster Band.

Wie kam es nur, daß Vincent Gerbaut sich einer solchen allgemeinen Beliebtheit erfreute? Verdankte er sie seiner Gutmütigkeit, seinem lebenswichtigen Charakter und jenem heiteren Humor, der ein Zeichen körperlicher und seelischer Gesundheit ist? — seinem offenen, natürlichen Wesen, oder seinen äußeren Vorzügen? — seinem jugendlich gewandten, vornehmen Auftreten, oder seinem dunklen, ausdrucksvollen und regelmäßigen Gesicht, dem edlen Typus eines französischen Officiers? Ohne Zweifel all diesen Eigenschaften zusammen, in erster Linie aber wohl dem ihm ganz besonders eigenen Talent, sich beliebt zu machen.

Als er sich nach beendeter Abendessen im militärischen Club erhob, ein Befehl als Tringlet neben seinen Teller legend, fragte ihn der Kellerbesorger:

„Werden der Herr Lieutenant nicht wiederkommen?“

„Vorläufig nicht, mein guter August. Ich bin zum Hauptmann befördert worden und reise noch heute Abend nach Toulouse.“

August hatte ehemals den Rang eines Unterofficiers bekleidet und verschaffte eine Beförderung recht gut zu würdigen — er mußte aber auch einen Bummel auf der Avenue de l'Opera zu schenken, und so fügte er mit einem mitleidigen Seufzer hinzu:

„Toulouse ist weit fort und kann Versailles jedenfalls das Wasser nicht bieten.“

Mit einem traurigen Kopfnicken stimmte ihm der Hauptmann bei. Dasselbe hatte er auch schon gedacht, nur ganz besonders heute am letzten Tage vor seiner Abreise. Versailles, seine erste Garnison nach seinem Abgang von der Kriegsschule in Saint-Ger, die sieben, in der alten Königsstadt verbrachten Jugendjahre, seine Lebensgewohnheiten, der ihm so lieb gewordene gesellschaftliche Verkehr sowohl hier als in Paris — nicht ohne Wehmuth vermochte er sich von all dem zu trennen, mit so stolzer Freude ihn auch die unverhoffte Beförderung erquickte, die ihn zu einem der jüngsten Hauptleute des französischen Heeres machte.

Bei dem ihm am Mittag von seinen Kameraden in Versailles gegebenen Abschiedsmahl war er von einer lächerlichen Nüchternheit übermannt worden, und diese Stimmung quälte ihn auch jetzt noch, während er in einer herbeigerufenen Droschke durch die Straßen von Paris fuhr und hin und wieder zum Fenster hinaus nach dem irrendem einem strahlenden Schaulenfer, einer erhellten Straßenszene, die sich in der Seine spiegeln ließ — kurz nach dem Weniigen, was man eben durch den Nebel eines trüben Novemberabends sehen kann.

Der Abschied von Paris lag ihm schwer auf der Seele, — der Abschied von dem schönen Paris, wo er den größten Theil seiner freien Zeit verbracht hatte, von diesem lebensvollen, lustigen Paris mit seinen Theatern, seinen Ausstellungen und seinen mannigfaltigen Vergnügungen, von diesem allen, trauten Paris mit seinem großartigen, malerischen Aussehen und seinen, von der Geschichte des französischen Volkes redenden Denkmälern, von Paris, der gemeinsamen Heimstätte aller derjenigen Franzosen, die eine andere Heimath mehr ihr eigen nennen.

Diese allgemeinen schmerzlichen Abschiedsgefühle des jungen Officiers nahmen jedoch eine bestimmtere Form an, als der Wagen über eine Brücke rollte, dann längs der Quais hin fuhr und aus der Rue des Saint-Pères auf den Boulevard Saint-Germain einbog, um vor einem großen, etwas düsteren Hause zu halten. Vincent Gerbaut sah auf seine Uhr und dachte an die Abgangszeit seines Zuges.

„Mir bleibt kaum eine halbe Stunde zum Abschiednehmen.“

Hastig war er in's Haus getreten und zog nun an einer Thür die Erdgeschloßes die Klingel. An der Thür war ein glänzendes Kupferschild angebracht mit der Aufschrift: Bernhard Lepage, Dr. med. u. chir., Sprechstunden täglich von 12 bis 2 Uhr.

Die zwischen Doctor Lepage und Vincent bestehende Freundschaft war inniger, als man sie gewöhnlich zwischen Freunden findet. Die beiden betrachteten sich wie Brüder — ja fast wie Zwillingenbrüder, denn sie waren in der gleichen Woche zur Welt gekommen vor etwa dreißig Jahren und in demselben alten Hause einer Straße in Dijon. Bernhard hatte das Licht der Welt im Erdgeschloß erblickt, neben dem Bureau seines Vaters, eines Geometers, Vincent dagegen im vierten Stockwerke, wo sich das Atelier des Malers Gerbaut befand.

Wer weiß, ob nicht dieser Unterschied in der Lage ihrer Wohnungen einen entgegengegesetzten Einfluß auf ihre Charaktere und Schicksale ausgeübt hat! Als sechstes Kind einer zahlreicheren, in eine kleine Wohnung zusammengebrachten Familie war für Bernhard die Straße zum ersten Lebens- und Beobachtungsfeld geworden, wo sich ihm von Kindheit an

reichliche Gelegenheit bot, sich eine praktische, nüchternen Lebensanschauung anzueignen. Vincent dagegen, der als einziger Sohn in dem lustigen, ruhigen Atelier seines Vaters aufgewachsen war, von wo aus man über die Dächer hinweg nichts als ein großes Stück blauen Himmels sehen konnte, hatte dort seinen Gang zur Träumerei und zu hochfliegenden Plänen ungehindert entwickeln können. Nach Waffentruhm vor allem dürstete der jugendliche Schwärmer, und so war er in die Kriegsschule von Saint-Ger eingetreten, während sich sein Geselle dem Studium der Medizin zuwandte. Beide aber brachten zur Verwirklichung ihrer in verschiedenen Richtungen liegenden ehrgeizigen Pläne einen großen Vorrath von jener thätigsten Ausdauer und strengen Redlichkeit mit, die dem burgundischen Volkstamme eigen ist.

So wenig sich die beiden Freunde nun aber auch glichen, so hing es doch nicht minder aneinander, ja vielmehr liebten sie sich gerade aus diesem Grunde um so mehr, wenn auch jeder auf seine Weise. Vincent fand später viele gute Kameraden, aber Bernhard blieb doch sein liebster Freund, während dieser außer Vincent überhaupt keinen Freund hatte.

Die Thüre mit dem Kupferschild öffnete sich, und das Gesicht des alten Dieners mit weißem Cotelettebart stellte sich beim Erkennen des Besuchers sichtlich auf.

„Wollen der Herr Hauptmann die Güte haben, einzutreten?“

Dieser war bereits, ohne die Aufforderung abzuwarten, eiligen Schrittes durch den eleganten Wartesaal in's Sprechzimmer eingebrungen, wo er schon von der Schwelle aus in seiner lebhaften Art dem Freunde entgegenlief:

„Ich komme spät, nicht wahr? Du hast mich wohl kaum mehr erwartet, aber weißt Du...“

Vincent hielt erstaunt inne. Was war denn das? Der Doctor sah ja nicht an seinem gewohnten Plage vor dem Schreibtische! Er stand am Fenster, starrte in die Dunkelheit hinaus und fuhr beim Ton der bekannten Stimme leicht zusammen. Während er sich dann umwandte und auf seinen Freund zuging, murmelte er, in Gedanken verloren, ein paar mal vor sich hin:

„Sonderbar, sonderbar!“

Bernhard Lepage gehörte mit seinem in Verhältnissen zu seiner Magerkeit etwas zu hoch aufgeschossenen, leicht vorn übergebeugten Körper, mit dem feinen, doch insolge angelegter Arbeit schon etwas durchfurchten Zügen und dem blonden Vollbart, der sein sommerproffiges Gesicht umrahmte, zu jenen Männern, die sozusagen gar kein Alter haben — ein Vorzug, den er in umgekehrter Art ausnützte, als es gewöhnlich geschieht. Mit seinem gesegneten Wesen und seiner ersten Miene hoffte er, der jede seiner Bewegungen, ja selbst den Ton seiner Stimme in der Gewalt hatte, mindestens für einen Vierziger gehalten zu werden.

Um diese Eigenthümlichkeit zu begreifen, mußte man allerdings den eigenartigen Lebensplan kennen, den sich der junge Arzt vorgelegt hatte. Jedenfalls lag es im Interesse seiner ärztlichen Praxis, seine Jugend zu verheimlichen. Dabei lautete sein Wahlspruch: Begnüge Dich für den Anfang mit Schwarzbrod, wenn Du Dir für die Zukunft den Genuß von weissem sichern willst, und während der kurzen, kostbaren Jahre, die andere mit Jugendthorheiten vergeuden, arbeitete er ohne Unterlaß und gönnte sich kein Vergnügen. Auf diese Weise hoffte er mit seinem fünfundsiebzigsten Jahre als ein gemachter Mann dazustehen. Dann erst wollte er das Zoch einer selbst aufgelegten Mäßigkeit und Arbeit abschütteln, seine Jugend wieder an's Tageslicht holen und sie lange und voll und ganz und in ruhiger Sicherheit genießen. Freudig leuchteten des Doctors kühle, blaße Augen auf, wenn er sich diese Aussicht vorstellte.

Dieser Lebensplan, der er mit uner-mülicher Hartnäckigkeit verfolgte, war ihm bis jetzt vollständig gelungen. Die Kollegen spotteten zwar über seine einfache Lebensweise, die Patienten aber faßten allmählich Vertrauen zu diesem vorwärtsstrebenden Manne, der ihnen mit dem Benehmen eines alten, erfahrungsvollen Arztes entgegentrat. Sein Ruf verbreitete sich mehr und mehr, und sein Wohlstand wuchs von Tag zu Tag. Neben den mit gediegem Luxus ausgestatteten Warte- und Sprechzimmern, die ihren wohlberathenen Eindruck auf die Patienten nicht verfehlten, hatte niemand die bescheidene Schlafstube ihres Besitzers mit der schmalen eisernen Bettstelle oder dem geheimnißvollen kleinen Winkel vermuthet, wo der Doctor seine grobe Kost einnahm.

Dabei war ihm sein stetes Bestreben, jede persönliche Bequemlichkeit dem

äußeren Anstand zu opfern und sich würdevoll zu geben, derart zur zweiten Natur geworden, daß Vincent Gerbaut auf's höchste erstaunt war, seinen Freund jetzt in nachlässiger, lüftlicher Haltung mit einer alten, halb ausgegangenen Pfeife in der Hand auf sich zukommen zu sehen.

„Du rauchst? Da muß etwas nicht in Ordnung sein?“ rief Vincent.

Da der Doctor seine kleine Leidenschaft auf das geringste Maß beschränkte, so gestattete er sich auch das Rauchen nur in Stunden der Nichtthätigkeit zur Beruhigung. Vincent kannte diese Eigenthümlichkeit seines Freundes sehr wohl und fuhr bestürzt fort: „Ist Deine Operation mißglückt? Die Operation, die Du heute an dem alten Fräulein in Bougival vornehmen wolltest?“

„Ich habe sie gar nicht unternommen.“

„Wieso? Ist ein anderer dazu berufen worden?“

„Nein, ich selbst habe sie auf morgen verschoben. Ich war heute nicht dazu aufgeleitet.“

Daß Doctor Lepage sich nicht in der Stimmung befinden sollte, eine ihm dreitausend Franken eintragende Operation zu unternehmen, war höchst unglaubwürdig. Launen, Stimmungen und dergleichen bildeten bei ihm einen Luxus, den er sich nicht erlaubte.

„Was ist Dir denn Unangenehmes zugefallen?“

„Nichts Schlimmes, nur etwas ganz Selbstames. Ein schändliches Frauenzimmer...“

„Wie?“

Die Sache wurde immer wunderbarer. Vincent ließ sich, die Cigarette im Munde und seine Abreife, seine Eile und seine beabsichtigten Herzensergießungen vergessend, auf dem Sofa nieder, um seinem Freunde zuzuhören.

„Erzähle!“

„Es ist ja alles nur dummes Zeug, und das Allerdümmste ist, daß ich den selbstamen Eindruck meines Erlebnis nicht los werden kann.“

Noch ganz unter dem Banne dieses Eindruckes zögerte der Doctor zwischen einer gewissen Scheu vor der Mittheilung und dem innerlichen Wunsche nach Aussprache. Vincent jedoch seine Gedanken anvertrauen, hieß ja fast nur mit sich selbst reden.

„Die Geschichte ist eigentlich ohne Hand und Fuß“, begann er mit plötzlichem Entschluß, indem er seine Pfeife wieder anzündete und im Zimmer auf und ab ging. „Doch wenn Dich's interessiert... Es war also heute Mittag gegen fünf Uhr meine Sprechstunde. Es hatten sich nicht viele Leute eingefunden, denn es ist eine schlechte Jahreszeit jetzt: die Sommerkrankheiten haben aufgehört, und für die schwereren Catarrhe ist es noch zu früh... Warum laßt Du? Dürfen wir Ärzte denn nicht mit dem gleichen Rechte an eine Epidemie denken, wie Du an einen Krieg? Wenn man sich auszeichnen will, muß man doch auch Gelegenheit dazu haben!“

„Doch zur Sache. Heute war mit meine Freiheit ganz erwünscht, da ich um zwei Uhr mit Sautrot nach Bougival zu geben beabsichtigte. Ich hatte ihn gebeten, bei der Operation zu assistiren, da ich wegen jener Weinampulation, zu der er mich im vergangenen Monat zugezogen, noch in seiner Schuld stand.“

„Und dann war es unter den obwaltenden Umständen auch besser, zu zweien zu sein, nicht daß die Operation besonders schwierig wäre — es handelt sich nur um die Entfernung einer kleinen Geschwulst —, sondern weil die Dame fünfundsiebzig Jahre alt und Besitzerin von zwei bis drei Millionen ist.“

Nun der Doctor bei seinen liebsten Dingen: Geschwulsten, abgeschnittenen Beinen und Millionen, angelangt war, zehrte auch seine gewohnte Stimmung zurück. Er bemühte sich, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen und fuhr fort: „Gegen halb zwei Uhr nun melbte mir mein alter Knecht, daß sich nur noch eine Person, eine untergeordnete Patientin, im Wartezimmer befände. Da ich eilig bin, gehe ich von meinem gewohnten Grundsaße, die Patienten etwas warten zu lassen, ab und lasse sie sogleich zu mir führen... Herein tritt ein junges Mädchen...“

„Hübsch?“ unterbrach der Hauptmann.

„Geduld... nicht hübsch beim Eintreten.“

„Und beim Fortgehen?“

„Geduld, Geduld; warte doch! Ich sitze dort drüben...“ — dabei zeigte der Doctor auf seinen Schreibtisch —

„und sie setzt sich auf meinen Platz, während ich sie prüfend betrachte. Eine kleine, blaße, nichtsagende Brünnetle in schwarzer Jade und einfachem Hute, eine jener nubedendenden Erscheinungen, wie man sie alltäglich trifft. Gut, denke ich mir, eine unbeeinträchtigte ledernmamsell, und nehme mir vor, ihr zu verordnen, daß sie eine Hand voll Nügel in ihre Wasserflasche legen solle... denn, weißt Du, man darf den Deuten immer nur ihren Verhältnissen entsprechende Mittel verschreiben. Da sie indeß noch immer schweigt, so beginne ich mein Verhör: „Nun, mein Fräulein, wo fühlst es?“

„Keine Antwort, ihre Augen bleiben gesenkt. Eine schüchternen Jungfrau, sage ich mir und wiederhole in er-muthigendem Tone:

„Nun, mein Fräulein?“

Da endlich entschließt sie sich zum Sprechen und sagt mit fester Stimme: „Entschuldigen Sie, Herr Doctor, es handelt sich nicht um meine Gesundheit.“

„Wahrhaftig, zu den Schüchternen zählte sie nicht! Im Gegentheil lag in Haltung und Ton sogar eine gewisse Dreistigkeit, die mich sofort stutzig machte. Sehr Fräulein frage ich: „Um was handelt es sich denn dann, mein Fräulein?“

„Um eine Frage, die ich mit Ihnen erörtern möchte.“

„Diesmal glaubte ich nun aber bestimmt, das Richtige getroffen zu haben. Eine Kerkensleibende, dachte ich; es wimmelt ja heutzutage davon. Dabei sehe ich sie mir näher an. Keuhere Anzeichen einer Geistesstörung sind freilich nicht zu bemerken, weder nervöse Bewegung, noch trampfhaftes Auf- und Zuschlagen der Augenlider, noch die geringste Morphemspur. Es ist das Gesicht eines jungen Bürgermädchens, wie es einem alle Tage entgegentritt. Allein man kann ja nie wissen.“

„Stellen Sie Ihre Frage.“

„Nicht wahr, Sie sind der Arzt, der Fräulein Chaperon operiren soll?“

„Darauf war ich nun aber am wenigsten gefaßt. Ein Arzt muß vor allem verschwiegen sein, und ich kann sagen, daß ich dieser Pflicht bis zur Uebertreibung nachkomme. Dich und Sautrot ausgenommen, hatte ich bei keinem Menschen etwas von dieser Operation verlauten lassen, und die alte Chaperon, die seit Monaten an ihre Stube gefesselt ist, wird wohl auch keine Lust zum Plaudern verspürt haben.“

„Vorständig antworte ich: Meines Wissens stehen Sie in keinem verwandtschaftlichen Verhältniß zu der Familie, welches Interesse kann dann diese Angelegenheit für Sie haben?“

„Ich sagte es Ihnen ja schon, Herr Doctor, von menschlichen Gesichtspunkten aus. Es handelt sich um eine schwere, schmerzhafteste Operation, bei der das Leben eines Menschen in Gefahr steht.“

„Es wäre mir nun ja ein Leichtes gewesen, dieses entweder halb verrückte oder abgefeimte Frauenzimmer mit einer kurzen Antwort abzuspeisen, allein die Keugierde hatte mich gepackt. Ein seltsamer Ausdruck war über ihre Rüge gefaßt, den ich mir nicht zu deuten vermochte und den ich gern noch einmal beobachtet und ergründet hätte.“

„Wiß' ich erhebt sie sich, macht einen Schritt auf mich zu und steht dadurch ganz nahe vor mir. Es wird mir unwillkürlich unbegehrlich.“

„Fräulein Chaperon's Leben steht in Gefahr“, wiederholt sie mit völlig veränderter Stimme.

„Wie ein halb unterdrückter Aufschrei klang es, von dem man nicht wußte, ob er aus Angst oder Wuth, aus Furcht oder Ungebuld hervorgegangen war. Ein nur mühsam unterdrücktes Geheimniß hatte damit aus der Tiefe ihrer Seele hervorgezittert, und ich hätte es gern vollends an die Oberfläche gezogen und ergründet. Aus diesem Grunde sagte ich:

„Eine leichte Operation bringt das Leben nicht in Gefahr.“

„Doch, im Alter von fünfundsiebzig Jahren kann jede Operation verhängnisvoll werden.“

„Ich bürge Ihnen dafür.“

„Das können Sie nicht. Aber selbst angenommen, daß Ihnen die Operation diesmal gelänge, so kann sich die Geschwulst doch von neuem bilden.“

„Da hatte sie recht. Und weil eine Geschwulst häufig nur die Aeußerung einer verborgenen Krankheit ist, so war eine Reabildung sogar wahrscheinlich.“

„So weit sind wir noch lange nicht, antwortete ich ihr.“

„Aber in sechs Monaten, höchstens in einem Jahre werden Sie so weit sein. Dann müssen Sie die Operation von neuem vornehmen, das arme Fräulein ein zweites Mal quälen, und das alles nur, um ihren Todesstempel zu verlängern und zu erschweren. Im Interesse der alten Dame kann man wirklich nicht wünschen, daß sie noch länger am Leben bleibt.“

„Sie sprach mit verblüffender Unverfrorenheit. Im Grunde hatte sie ja vielleicht eine Wahrheit ausgesprochen, die man freilich als Arzt nicht anerkennen darf. Was mochte sie mit dem allem erwidern?“

„Sie näherte sich noch mehr, und mein Unbehagen wuchs. Es war mir, als durchjude mich ein elektrischer Strom, wie ein Druck lag es mir auf den Nerven.“

„Sie aber fuhr leise fort: „Es wäre nicht uninteressant, daß die Operation mißglänge.“

„Ich wollte, Du hättest den Ton gehört, womit sie das sagte. Entsetzt wich ich zurück. Dann kam mir sofort wieder mein erster Gedanke: Es ist eine Verrückte, und gewohnheitsmäßig fühlte ich ihr den Puls. Er ging ganz regelmäßig und kräftig, auch nicht wie bei einer Bleichsuchtigen.“

„Schweigen ließ sie mich gewähren, dann sagte sie: „Sie sehen wohl, ich bin bei klarem Verstande, dazu jung und gesund. Ein langes Leben steht mir bevor, nicht wahr, das ist doch auch Ihre Ansicht? Sprechen Sie, Herr Doctor.“

„Die Geschichte wurde mir noch räthselhafter, doch begann dieser Krankheitsfall mich sehr zu interessieren.“

„Nun sagen Sie mal, was bezwecken Sie eigentlich mit dem allem?“

„Und was glaubst Du, daß sie mir antwortete? Ich möchte Ihnen klar machen, daß es ein Unrecht wäre, mich um's Leben zu bringen.“

„Unauffhaltsam flog nun ihre Rede und ihre Stimme klang jetzt ängstlich littend, als hielt sie sich schon unter dem Messer, und sie stehete um eine Enabende.“

„Denn Sie werden meinen Tod zu verantworten haben. Täglich ereignen sich solche Unglücksfälle, ohne daß man etwas von deren wirklicher Ursache ahnt, Sie aber sollen diesmal eingeweiht werden. Auf Ihr Mitleid und auf Ihre Klugheit, die Sie über die allgemeinen Vorurtheile erheben, habe ich gebaut. Gewähren Sie mir wenigstens die eine Bitte, daß Sie mich ruhig, ohne vorgefaßte Meinung anzuhören wollen... Wenn Ihnen diese Operation gelingt, wenn Sie dem alten Fräulein noch eine kurze Lebensfrist verschaffen — mehr können Sie ja doch nicht erreichen — nun, dann bin ich verloren. Zwischen ihr und mir müssen Sie wählen. Ihr Leben, die wenigen Tage, die Sie ihr möglicherweise noch verschaffen, bringen mir den Tod. Durch die Verlängerung ihrer Leiden, vernichten Sie mein Lebensglück. Mich stürzen Sie in's Verderben, ohne sie zu retten, denn sie kann nicht mehr gesund werden, das müssen Sie selbst zugehen, nicht wahr? Ob das Ende ein wenig früher oder später eintritt, was schadet das ihr oder anderen, da doch niemand sie braucht, niemand sie liebt? Fahren Sie sich auf Ihr Gewissen, als Mensch und Arzt: welches Leben ist mehr werth, das ihrige oder das meinige? Wer hat mehr Berechtigung, von Ihnen geteilt zu werden? Alles hängt von Ihnen ab... o haben Sie Erbarmen!“

(Fortsetzung folgt.)

„Rothe Räuber“ in Ostasien.

In jüngster Zeit brachten Depeschen vom Kriegsschauplatz Mandschurien, daß Tschuntshufen die Russen in der Umgegend von Hainan und Liaoning, bei der mandschurischen Eisenbahn, belästigten. Es wurde konstatiert, daß diese Briganten wohl organisiert und reichlich mit Vorräthen an modernen Gewehren und Munition versehen sind. Eine 500 Mann starke Bande, welche mit Mannlicher Gewehren bewaffnet, griff einer Meldung zufolge einen fünfzig Mann zählenden russischen Vorposten bei Palechne, in der Nähe einer russischen Garnison, an.

Die Chinesen, die jetzt in der Mandschurien die überwiegende Masse der Bevölkerung sind, obwohl erst vor vierzig Jahren die Massenwanderung aus der Halbinsel Schantung begonnen hat, gehören zur mongolischen Rasse. Auch zählt man dazu die Burjäten, Tungusen, Ostjaken, Kalmyken, Kirgisen, Samojeden, Mandschuren und Mongolen im eigentlichen Sinne, von Koreanern und Japanern ganz zu schweigen. Was sind aber die Tschuntshufen? Diese Frage ist politisch und im augenblicklichen Kriege sogar strategisch so wichtig, daß einer, der dort gewesen ist, die Pflicht hat, ein Wort davon zu sagen.

Die Tschuntshufen sind kein eigener Volkstamm, selbst keine geographisch bestimmbar Bevölkerungsgruppe, sondern ganz einfach organisierte Räuberbanden von Chinesen. Der Name bedeutet „Rothe Räuber“, weil ein rothes Abzeichen bei Banden, die sich den Altbuden der Zugehörigkeit zu einer weitverbreiteten geheimen Gesellschaft geben wollen, in China Mode geworden ist. Roth war ja auch das Band, das die sogenannten Boxer um den Leib trugen. Die Wahl gerade dieses Farbensymbols hängt mit den chinesischen Hochzeitsgebräuchen zusammen, bei denen eine rothe Laterne eine ähnliche halbmythische Bedeutung gewonnen hat wie bei uns der Ringelwurm.

In den Tschuntshufen, die seit einigen Jahren in der Mandschurien ihr Wesen treiben und oft den Russen Veranlassung gaben, kleine militärische Expeditionen zu unternehmen und den Gedanken der Evakuierung selbst der abgelegeneren Theile des okkupierten Gebietes weiter hinauszuführen, haben wir also eine ähnliche Bildung eines unrechtmäßigen Nachfaktors zu erblicken wie in der Mafia in Italien oder den Räuberbanden im Baltischen Gebiet. Hier wie dort dient der Gedanke der großen Zusammengehörigkeit auch oft dazu, um ein paar Banditen, die vom Brandschatzen der Dörfer und Landstädte leben, den nöthigen Respekt zu verschaffen und den Gedanken des Widerstandes und der Ueberwältigung durch die Ueberzahl der Gebrauchssachen im Reime zu ersticken. Man erkaufte lieber die Ruhe vor ihnen durch eine mäßige Abgabe von Hirse, Reis, Bohnen, Sesam, Baumwollgeweben und Silbergeld oder auch aus Bronze und Eisen, als daß man sich ihren Gewaltthaten aussetzte.

Der Vorwand, gegen die Russen zu kämpfen und diese fremden Teufel mit ihren Eisenbahnen, Telegraphen und Soldaten fernzuhalten, ist das Argument, mit dem die gutwilligen Leistungen von der friedlichen Bevölkerung verlangt werden. Eigentlich sollten ja die Eisenbahnen, da ihr Bau lohnender Verdienst und ihr Betrieb materielle Annehmlichkeiten bringt, den praktisch denkenden Chinesen sehr willkommen sein. Auch ist in dem binn bebölkerten Haupttheile der Mandschurien die Sorge um die Gräber auf den Feldern und die Geomantik der

Taoisten nicht so groß. Aber da die Gelehrten Schienen eine ebenso bequeme Radenflüge und die Schwellen eine saubere Unterlage für das Mittagsgeschlächten der ermüdeten Feldarbeiter bieten, so erzählt man sich, wie vor 40 Jahren bei uns auf dem Lande von den Kesselexplosionen der Lokomotiven, so in der Mandschurien von den Feuerwagen, die ohne Federlesen schlafenden Menschen die Köpfe abschneiden, wie die Sichel die Halme des Fiebergrases mäht.

Nun giebt es unzweifelhaft auch in den Kreisen der chinesischen Mandarinen, die wieder zurückgetrieben sind, und der Literaten, die unter russischer Verwaltung hienieden geworden sind, politische Köpfe, die durch Vereinigung der Räuberbanden eine Macht bilden wollen, die den Russen die Okkupation streitig machen kann. Daß durch Zerstörung der Eisenbahn selbst wohl organisierten Truppen die größten Verlegenheiten bereitet werden können, wissen sie aus den Berichten über die Schicksale der mißglückten Expeditionen des Admirals Seymour von Tientsin nach Peking im Sommer 1900. Auch haben diese Ideen ihre Verfechter in höheren Beamtenkreisen, besonders in Mukden, wo die Gräber der regierenden Dynastie zum Herzen der lokalen Unterthanen sprechen. Die Wiederbesetzung Mukdens durch die Russen vor einigen Monaten war durch die Verbreitung solcher chinesischen Agitationen als Sicherungsmaßregel geboten.

Ein Hauptreiz dieses politischen Gedankenspiels ist die geheime Hoffnung, daß der neue Geist, den Japans Vorbild und Beispiel im eigentlichen China zu erwecken beginnt, die patriotische Hinneigung in der Mandschurien erkennen und belohnen wird. Geeignete Verbindungslieder nach Peking hin möchte man gern als Führer auf den Schild erheben. Den Helden des reformfreundlichen Vicekönigs in Tientsin, des berühmten Juan Shi Kai, den Mandarinen Yuan in An-tung, dachten die gebildeten Freunde und Anhänger der Tschuntshufen für ihre Zwecke auszunutzen: Ausfluß verlangte deshalb seine Versetzung auf weniger exponiertes Gebiet. Insofern die Japaner als Reiter der Integrität Chinas im weitesten Sinne auftraten, sind ihnen bei ihrem Landbesitze die Sympathien der Tschuntshufen sicher.

Die Tschuntshufen sind deshalb im Augenblick mehr wegen ihrer geheimen Agitation politisch wichtig als wegen ihrer Räubererei und Brandschatzungen gefährlich. Namentlich die Wachen der ostchinesischen Eisenbahn von Mandschuria nach Charbin, von Charbin nach Vladivostok und von Charbin nach Port Arthur müssen vor ihren Sprengversuchen des Bahnkörpers auf der Hut sein.

Die Kosaken aber, die als Wächter der Ordnung in die entlegenen Gebiete gesandt werden, brandschatzen die Bewohner zwar nicht in so geregelter Form wie die „rothen Räuber“, aber im einzelnen, wie Laune und Brandweindurst es ihnen eingeben. Ein russischer Eisenbahningenieur, mit dem ich eine Woche lang zusammen reiste, sagte mir immer wieder beim Anblick von diesen Ordnungsstächern: „Das sind unsere Tschuntshufen“, und wenn ich ihm einwarf, daß er wohl zu sehr verallgemeinere, schüttelte er den Kopf: „Ich bin jetzt vier Jahre hier und sehe, was ich sehe.“

Dr. L. Rief.

Eine „selbsterfundene“ Sprache.

Unlängst ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß von irgend einer Seite der Versuch gemacht worden solle, die lateinische Sprache, und zwar das mittelalterliche Handels- und Verkehrslatein, zur Weltsprache zu erheben. Weltsprachen sind ja schon oft genug erfunden worden, und mit der neuesten wird es wahrscheinlich ebenso gehen, wie mit allen früheren: außer dem Erfinder wird sie kein Mensch verstehen oder sprechen.

Die Antünbung der neuen Welt-sprache erinnert ein französisches Blatt an ein hübsches Geschichtchen, das der Schriftsteller Benjamin Constant de Rebecque zu erzählen pflegte. Constant war in seiner Jugend sehr faul, und die meisten seiner Lehrer mußten den Versuch, ihm nützliche Kenntnisse beizubringen, als aussichtslos aufgeben. Einem ist es aber doch gelungen, ihn zum Sprachstudium zu veranlassen. Der Lehrer, der ein Schlaupotz war, machte eines Tages seinem ungelehrigen Schüler einen eigenartigen Vorschlag: sie wollten beide eine Sprache zu ihrem eigenen Gebrauch erfinden! Diese Sprache könnte später vielleicht eine Weltsprache werden, meinte der Lehrer. Das leuchtete dem jungen Constant ein und er war bald Feuer und Flamme für die interessanteste Sache. Man ging ans Werk und begann das Alphabet zu „erfinden“. Der Lehrer malte die feststimmten Schriftzeichen hin und Constant malte sie nach. Nach den Buchstaben „erfand“ man ein ganzes Wörterbuch, und bald hatten Lehrer und Schüler ihre eigene Sprache. Benjamin Constant sprach die „selbst erfundene“ Sprache wie seine Muttersprache, und erst viel, viel später erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß „seine“ Sprache auch die Sprache Homers war. Dem Lehrer war es gelungen, ihm das Griechische beizubringen, indem er es ihm „erfinden“ ließ!